

Januar

ANARCHISTISCHE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER:
ERICH MÜHSAM

INHALT:

Der revolutionäre Mensch — Eine
Rede Gustav Landauers — Der 1. Mai
(Tagebuchblatt v. G. Landauer) — National-
ismus u. Reaktion (v. Rud. Rocker) —
Zeitgeschichte — Es lebe die
Republik — Max Tobler

NR. 8

PREIS
40 Pfg.
(70 Gr.)

JAHRGANG 3

BERLIN

MAI 1929

Die
Gilde freierlicher Bücherfreunde

bringt in ihrem am 1. Mai 1929 beginnenden Gildenjahr folgende Bücher heraus:

Bruno Vogel

ALF der Roman einer Jugend.

Ein antimilitaristisch-antibürgerlicher Roman. Das Buch des bekannten Autors von „Es lebe der Krieg“ ist für den Leser ein packendes Erlebnis.

William Godwin

Galeb Williams

oder: **Die Dinge wie sie sind.**

Ein Buch gegen die Justiz. Die spannende Schilderung des großen englischen Vorläufers des modernen Sozialismus steht Jacob Wassermanns „Fall Mauritius“ würdig zur Seite.

Rudolf Rocker

Der Nationalismus

und seine Beziehungen zur Kultur.

Eine tiefeschürfende Untersuchung über Ursprung und Wesen des Nationalismus, ein Bekenntnis zum sozialistischen Internationalismus.

1 Mark beträgt der Gildenbeitrag pro Monat. Außer den je 350 Seiten starken Bänden liefert die G. f. B. ihren Mitgliedern die Monatszeitschrift

„Besinnung und Aufbruch“

Man fordere sofort Prospekte von der

Gildenleitung: Berlin O 34, Warschauer Straße 62

F A N A L

ORGAN DER ANARCHISTISCHEN VEREINIGUNG
HERAUSGEBER ERICH MÜHSAM

Jahrgang 3

Nummer 8

Mai 1929

Erscheint monatlich. Preis: Einzelheft 40 Pf. Abonnement: halbjährlich Mk. 2,35 — jährlich Mk. 4,60. — Postscheck Berlin 82419. Bezug durch die Post, durch den Buch- und Straßenhandel und durch den Verlag. Zuschriften und Geldsendungen nur an den Herausgeber: ERICH MUEHSAM, Berlin-Britz, Dörschläutingstr. 49. Fernsprecher: F 2, Neukölln 8112.
Die nicht unterzeichneten Beiträge sind vom Herausgeber.

Der revolutionäre Mensch Gustav Landauer

(Gestorben 2. Mai 1919.)

Die Zeit Gustav Landauers ist noch nicht da, kaum die Zeit, sein Gesamtbild als Denker und Umstürzer zu fassen, geschweige es der Mitwelt nahe zu bringen. Wir müssen uns, wollen wir an sein Geistiges herankommen, an die äußerlichen Kundgebungen der menschlichen und revolutionären Persönlichkeit halten, an die Eindrücke, die uns Freunden aus Umgang und Gesprächen haften geblieben sind, an die Briefe, die die Spuren seiner geistigen Schritte auf dem privaten Lebenswege bezeichnen, an die Reden, die wir ihn vor Arbeitern und vor freiheitlich bewegten Bürgern mit höchstem Kulturanspruch halten hörten, an die Kundgebungen zum Zeitgeschehen und zu den gedanklichen Problemen der Welt, an sein unmittelbares Eingreifen in die Dinge durch organisatorische Leistung und durch Teilnahme an öffentlicher Tat, an seine häusliche Lebensführung und an sein geschriebenes, geschehenes und geplantes Werk; endlich an den Ausklang seines Schicksals.

Ein einziger Blick über die lange Reihe seiner Bücher und Schriften, dazu ein Durchblättern der eben erschienenen Briefe („Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen“, unter Mitwirkung von Ina Britschgi-Schimmer, herausgegeben von Martin Buber. 2 Bände. 1929. Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.) und eine Stunde Beschäftigung mit Kritiken, Auslassungen, Nachrufen, die ihm oder seiner Arbeit galten, gibt zwar keinen Anhalt, Art und Wesen des außerordentlichen Mannes endgültig zu bestimmen, aber die Sicherheit, daß hier ein gewaltiger Geist am Werke war, so reich in seiner Entfaltung, daß kein Gedanke an Zersplitterung

oder Allerweltsgelehrsamkeit aufkommt. Wenn denn eine Formel sein muß, die der Gesamterscheinung Gustav Landauers gerecht werden soll, so darf es nur eine sein, die selbst vielgestaltig begriffen werden kann und von keiner programmatischen Festlegung aus in Anspruch zu nehmen ist. Landauer war Anarchist; so hat er sich sein Leben hindurch selber bezeichnet. Dennoch wäre es unsagbar lächerlich, jede seiner Lebensäußerungen unter die Lupe irgend einer anarchistischen Spezialauffassung zu nehmen, ihn als Individualisten, als Kommunisten, als Kollektivist, als Terroristen oder Gewaltlosen zu preisen oder zu verdammen. Erstens hat Landauer in den 30 Jahren seines öffentlichen Bekenntnisses zum Anarchismus, wie jeder, der nicht dogmatisch verknöchert ist, Entwicklung und Wandlung erlebt, dann aber betrachtete er seinen Anarchismus auch niemals als eine politisch oder organisatorisch beschränkte Lehre, sondern als den Ausdruck geordneter Freiheit im Denken und Handeln. In geordneter Freiheit — „Anarchie ist Ordnung durch Bünde der Freiwilligkeit“ hieß seine eigene Definition — revolutionär sein und revolutionär wirken, das mag den Menschen Gustav Landauer in allen seinen Absichten, Beziehungen und Unternehmungen am ehesten charakterisieren. So bedeutet der Versuch, das Bild Landauers festzuhalten nichts anderes als das Bild des revolutionären Menschen unserer Zeit zu zeichnen. Der revolutionäre Mensch ist der, der seiner Zeit vorausstrebt, vorausdenkt, vorauslebt. Vor zehn Jahren endete das leibliche Leben Gustav Landauers in greulichem Mord; die Vergangenheit wehrte sich gegen die Zukunft und massakrierte ihren besten Herold. Dessen Zeit ist noch nicht gekommen. Wir sind weiter von ihr entfernt als vor zehn Jahren.

Es ist noch ganz und gar die Zeit der Verrottung der Gesellschaft im Ungeistigen, im Eintönigen, im Buchstabenkram, im Doktrinären, im Programmatischen und im Beziehungslosen. Landauer hat das Wesen dieser Zeit und das Mittel, ihren Wahnsinn zu bekämpfen in allen seinen Arbeiten, in allen seinen persönlichen Äußerungen aufgezeigt und man mag seine Bücher aufschlagen, wo man will, so findet man Anklage und Enthüllung in der Beurteilung des Bestehenden und glühende Werbung zu Erneuerung, Aufbau, Verwirklichung, Revolution und Sozialismus. „Anstatt daß zwischen uns Leben war, haben wir den Tod zwischen uns gesetzt; alles ist zum Ding und zum Sachgötzen geworden; Vertrauen und Gegenseitigkeit wurde zum Kapital; Gemeininteresse wurde zum Staat; unser Verhalten, unsere Beziehungen wurden zu den starren Verhältnissen, und in furchtbaren Krämpfen und Erschütterungen brach nach langen Zeiten hie und da eine Revolution aus, die gleich wieder Tod und Einrichtungen und Einmalig-Unabänderliches aus sich brach und daran starb, ehe sie lebte.“ So steht es in seinem 1911 erschie-

nenen „Aufruf zum Sozialismus“ (bei Paul Cassirer, Berlin); so, mit immer anderen Worten, in immer anderen Zusammenhängen, finden wir die Krankheit der Zeit geschildert, ob Landauer in „Skepsis und Mystik“ (im Marcan-Block-Verlag, Köln) der Sprache kritisch auf den Leib rückt, ob er in seinem großartigen zweibändigen Werk „Shakespeare“ (Rütten & Löning, 1920) die zünftigen Literaturhistoriker mattsetzt, oder ob er in der grundlegenden soziologischen Monographie „Die Revolution“ (Rütten & Löning, 1919) sagt: „Es ist dieser unserer Uebergangszeit eigen, daß sie mit nichts wirklich fertig wird, daß immer alles geistig Tote leiblich wieder aufersteht, und daß dieselben Kämpfe immer wieder geführt werden müssen.“

Rettung aus aller Wirrsal ist für den revolutionären Menschen, der geprüft hat, woher vergangene Schuld die Gegenwart veröden konnte, der Sozialismus. Was Landauer darunter verstand, ist im „Aufruf zum Sozialismus“ und in den Zeitschriften, die er herausgab und die den Namen trugen „Der Sozialist“ in Dutzenden von Erläuterungen nachzulesen. „Sozialismus ist Umkehr; Sozialismus ist Neubeginn; Sozialismus ist Wiederanschluß an die Natur, Wiedererfüllung mit Geist, Wiedergewinnung der Beziehung.“ Die Marxisten, am ärgsten diejenigen, welche heutzutage von Moskau aus das Weltproletariat zu stumpfem Gehorsam drillen, um aus den revolutionären Menschen, die der Sozialismus braucht, scheinradikale Marionetten an den Leitungsschnüren von Staatsregierern zu machen, lieben derartige Worte gar nicht, lästern sie als Gefühlsromantik, Phrasentum und Ueberspanntheit. In Wahrheit sind grade von den Marxisten alle sozialen Probleme zu reinen Bauchangelegenheiten herabgewürdigt und wo ihre Verstrickung in die Dinge der Menschengemeinschaft, in die geistige und seelische Beschaffenheit der Staatsbürger, der knechtenden wie der geknechteten, gezeigt wird, widersetzen sich ihre Fibelthesen, die sie für Wissenschaft halten, dem Appell an ihre Rechtlichkeit. „Die äußere Not schafft niemals Befreiung und Kultur; nur wenn über die Menschen die innere Not und Notwendigkeit kommt, raffen sie sich auf zur errettenden Tat.“ („Beginnen. Aufsätze über Sozialismus.“ Marcan-Block-Verlag 1924.) Wenn Landauer so spricht, verkennt er wahrhaftig nicht die wirtschaftliche Bedingtheit des gesellschaftlichen Uebels. Im „Aufruf“ sagt er darüber klareres als in irgend einer marxistischen Häufung von ökonomischen Kathederbegriffen zu finden ist: „Die drei Angelpunkte der wirtschaftlichen Sklaverei sind folgende: Erstens: das Eigentum am Boden“ — und nun folgt die Erklärung, die die Wirkung auf die Würde des Menschen durch Armut und Ausbeutung in den Vordergrund stellt. „Aus ihm — dem Eigentum am Boden — entspringt die bittende, abhängige Haltung des Besitzlosen, der leben

will, gegenüber dem, der ihm die Möglichkeit der Arbeit auf dem Boden und an den Bodenprodukten zum Zweck des direkten oder indirekten Verbrauches vorenthält. Aus dem Bodeneigentum und seinem Korrelat, der Bodenlosigkeit entsteht die Sklaverei, die Hörigkeit, der Tribut, die Pacht, der Zins, das Proletariat.“ Nirgends ist in wenigen Worten so umfassendes von der Bedeutung des Eigentums am Grund und Boden zu lesen. „Zweitens: die Zirkulation der Güter in der Tauschwirtschaft vermittelt eines Tauschmittels, das unverjährbar und unveränderlich jedem Bedürfnis dient.“ Wieder wird in der knappsten Form das Geld als Angelpunkt der Sklaverei festgestellt, nämlich in seiner Eigenschaft, „absoluten Wert zu haben und auch dem zum Schaden anderer dienen zu können, der es nicht durch Arbeit erworben hat.“ Hier bezieht sich Landauer nachdrücklich auf die an Proudhon anschließende Geldtheorie Silvio Gesells, und die kapitalistischen und marxistischen Geldzünftler fertigt er ab: „Das Geld hat dadurch seine verhängnisvolle Ausnahmestellung, daß es nur in den Tausch, aber gar nicht in Wahrheit in den Verbrauch eingeht. Aus den entgegenstehenden Behauptungen der Geldtheoretiker spricht das böse Gewissen . . . Die Idee, das Geld werde dadurch harmlos gemacht, daß es ein bloßer Arbeitszettel werde, also keine Ware mehr sei, ist ganz falsch und konnte nur für eine Staatssklaverei Sinn haben, wo an die Stelle des freien Verkehrs die Abhängigkeit von der Behörde trete, die bestimmte, wie viel jeder zu arbeiten und zu verbrauchen hat.“ Endlich: „Der dritte Angelpunkt der wirtschaftlichen Sklaverei ist der Mehrwert.“ An diese Uebernahme eines Begriffs aus der marxistischen ökonomischen Terminologie schließt Landauer sogleich die Verwahrung, daß er etwa im Wertbegriff mit den üblichen Definitionen übereinstimme. „Wert enthält in seinem Sinne eine Forderung“ nämlich „die ideale oder sozialistische Forderung, . . . daß die Gesamtsumme sämtlicher wirklicher Arbeitslöhne gleich der Gesamtsumme der Preise für die endgültigen Stadien der Waren sein soll.“ Das wäre also Beseitigung des Profits, mit der das Lohnsystem selbst verschwinden müßte nebst jedem sich verzinsenden Kapital, das „anstelle des Kredits oder der Gegenseitigkeit sich eingenistet hat.“ Aus diesem, hier nur angedeuteten Gedankengang folgert Landauer weiter im scharfen Gegensatz zu Marx: „Mehrwert ist genau so wie Lohn oder Preis ein Verhältnis und entsteht im ganzen Fluß des Wirtschaftsprozesses, nicht an einer bestimmten Stelle. . . . Wahrheit ist lediglich (und in dieser ‚Grunderkenntnis des Sozialismus‘, in der auch Marx übereinstimmt, gesteht Landauer das Recht auch den Marxisten zu, sich ‚im weitesten Sinne Sozialisten‘ zu nennen), daß all und jeglicher Profit der Arbeit entzogen wird, anders ausgedrückt, daß es keine Produktivität des Eigentums

und keine Produktivität des Kapitals gibt, sondern nur eine Produktivität der Arbeit.“

Es genügt, dieses ein Beispiel zu geben, um den Tröpfen zu begegnen, die dem Fühlenden, dem Leidenschaftlichen, dem Geistergebenen kein nüchternes Wissen, kein Urteilen aus dem Tatsächlichen zutrauen und die Ergänzung von Hirn und Herz für Schwäche ausgeben, weil sie die eigene aufgeblähte Hohlheit für Kraft halten. Freilich ist bei Landauer kritische Erkenntnis nirgends Ziel des Denkens, sondern überall Mittel zum Handeln, zum Verwirklichen, zur Tat. Die Worte „Beginnen“, „Verwirklichung“, „Tun“ gehen dem Revolutionär Landauer weit über alle Wissenschaftshuberei, mit der die Marxisten allem Zukunftstrachten so unendlichen Schaden zugefügt haben und stündlich zufügen. Man sollte Landauers Werke genau kennen, dann brauchte nicht erst gesagt zu werden, daß seinem eigenen Geiste eine ganz gewaltige aufs gründlichste verarbeitete wissenschaftliche Bildung der verschiedensten Disziplinen zu Gebote stand. Nur war ihm die Wissenschaft so wenig heilig wie etwas anderes, was außerhalb der seelischen Sphäre lebt, und jede zur Doktrin erstarrte Wissenschaft betrachtete er als Theologie, deren Anmaßung so gut Gegenstand umstürzender Revolution sein mußte wie die Staats- und Kirchenautorität. Am widerwärtigsten war ihm die Wissenschaftsgaukelei der Entwicklungstheoretiker, „gleichviel ob sie der Theorie der Katastrophen- und Umschlageentwicklung anhängen . . . oder ob sie einen gleichmäßig weiter gehenden Fortschritt aus der langsam-allmählichen Häufung von Kleinigkeiten statuieren wollen“ . . . „Die Marxisten und überdies alle Entwicklungsethiker, Entwicklungspolitiker . . . und alle Vertreter der Entwicklungswissenschaft sollten, wenn es sie gar nicht läßt, sich wissenschaftlich zu betätigen, einmal wissenschaftlich untersuchen, was diese prachtvollen, als Gruppe zusammengehörigen Worte für eine wirkliche Bedeutung haben, was von der Wahrheit der Natur und des Geistes in ihnen zum Ausdruck kommt, diese Worte: ich weiß, ich kann, ich darf, ich will, es muß und ich soll. Sie würden zugleich wissenschaftlich bescheidener, menschlich genießbarer und männlich unternehmender werden.“ („Aufruf zum Sozialismus.“)

Von solcherlei Gedanken, allein von ihnen aus, muß Landauers Auffassung, Meinung, Stellung und innere Haltung zur Revolution erkannt werden. Seine Schrift „Die Revolution“ beweist zwar, in wie meisterhafter Weise er fähig war ganz abstrakt an das Problem der Revolution heranzugehen, aber sie zeigt auch, wie sehr ihn Abstraktion, Wissenschaftlichkeit, kritische Feststellung, worin ihn an Gewissenhaftigkeit und logischer Kraft niemand übertrifft, nur immer Mittel war, um zum Wirken und Schaffen zu rufen und schaffende Wirksamkeit vorzubereiten. Dasselbe gilt für Landauers Be-

ziehung zur Geschichte: „Da die Geschichte keine Theoreme des Geistes schafft, ist sie keine Wissenschaft; sie schafft aber etwas anderes, nämlich Mächte der Praxis.“ Sein einziges geschichtliches Werk, das er nicht geschrieben, sondern aus gesammelten Dokumenten gefügt hat, hätte er überschreiben dürfen: Mächte der Praxis. Es sind die zwei Bände „Briefe aus der französischen Revolution“ (Rütten & Löning, 1919), die vielleicht das lebendigste Zeugnis jener herrlichen Erhebung vorstellen, das die Literatur überhaupt besitzt. Denn hier sprechen Menschen der Zeit zu anderen Menschen der Zeit, hier ist keine Geschichtsbeschreibung, die immer Geschichtsfälschung ist, weil sie entweder parteiisch färbt oder mit professoraler Trockenheit entfärbt, — hier ist Geschichte selbst, und Revolutionsführer aller Richtungen, Männer und Frauen, äußern sich in noch durchbluteter Erregung, und daneben die Vertreter der Gegenrevolution, unbeteiligte Zeitgenossen voll Sympathie teils, teils voll Abscheu, Bauern und unbekannte Soldaten, die Mörderin des großen Revolutionärs Marat, der König und der ausländische Diplomat, und die Form, in der sich jeder ausläßt, ist der intime Brief, ist die unposierte Offenbarung, die nicht mit dem Einblick fremder Augen rechnet. Uebrigens gehört die Einleitung zu den Briefen zum Besten, was Gustav Landauer überhaupt geschrieben hat, da sie in aller sachlichen Knappheit und Beschränkung auf den Gegenstand Wesentliches über das sagt, worauf es bei Geschichtschreibung und bei Revolutionen ankommt: „Was mich an dieser Sammlung von Briefen also wichtig dünkt, ist, daß wir in ihnen den Revolutionären der verschiedenen Richtungen, den gegenseitigen Feinden ins Herz sehen. Diese Briefe sollen in ihrem Ensemble die Wirkung des Dramas tun: wir sollen das Recht aller und das Unrecht aller gewahren.“

Indem wir es gewahren, schärft sich unser Blick für das Verstehen von Revolutionen allgemein, für ihre Notwendigkeit, ihre Inbrunst, ihre Anlässe, ihren Verlauf, ihre Mittel, ihre Gegenwirkungen, ihre Fehler, ihre Kraft, ihre Schwächen, ihre Siege und ihr Unterliegen. Niemand hat den Sinn von Revolutionen besser verstanden, klarer erfaßt und zureichender ausgedrückt als Landauer. „Die Revolution bezieht sich auf das gesamte Mitleben der Menschen. Also nicht bloß auf den Staat, die Ständeordnung, die Religionsinstitutionen, das Wirtschaftsleben, die geistigen Strömungen und Gebilde, die Kunst, die Bildung und Ausbildung, sondern auf ein Gemenge aus all diesen Erscheinungsformen des Mitlebens zusammengenommen . . .“ Niemand hat auch sauberer unterschieden zwischen den verschiedenen Wesensarten der Revolution. „Es wird die Zeit kommen“, heißt es mit Berufung auf Proudhon, „wo man klarer sieht als heute . . . : daß die soziale Revolution mit der poli-

tischen gar keine Aehnlichkeit hat, daß sie allerdings ohne vielerlei politische Revolution nicht lebendig werden und bleiben kann, daß sie aber ein friedlicher Aufbau, ein Organisieren aus neuem Geiste und zu neuem Geist und nichts weiter ist.“ „Politische Revolutionen werden den Boden frei machen, im wörtlichen und in jedem Betracht; aber zugleich werden die Institutionen bereitet sein, in denen der Bund der wirtschaftenden Gesellschaften leben kann, der dazu bestimmt ist, den Geist auszulösen, der hinter dem Staate gefangen sitzt.“ („Die Revolution.“)

Es gibt Anarchisten, die von politischer Revolution nicht nur, die insgesamt von politischer Betätigung nichts hören mögen. Schon Bakunin hat sich gegen die Unterstellung des Marxklüngels gewehrt, daß Ablehnung der Beteiligung an staatlichen Einrichtungsverschönerungen Ablehnung von Politik überhaupt bedeute. Landauers letzte Monate wären ja eine Verleugnung aller seiner Grundsätze gewesen, hätte er je eine ähnliche Meinung von den Pflichtgrenzen des Anarchisten gehabt, wie sie die Marxisten den Anarchisten unterstellen und wovon sie manche Anarchisten selber schon überzeugt haben. Man nehme sich das letzte Buch vor, das Gustav Landauer selbst noch fertigstellen und herausbringen konnte und dem er den Titel „Rechenschaft“ gab (Paul Cassirer Verlag, Berlin 1919. Mein Exemplar erhielt ich in der Nacht der Ausrufung der bayerischen Räterepublik; es trägt die handschriftliche Widmung vom 6/7. April 1919). Da ist zu lesen, wie eng sich dieser revolutionäre Mensch dem politischen Geschehen seiner Zeit verbunden fühlte, da tut er nicht etwa, was man so schön „Stellung nehmen“ nennt, sondern da sucht er einzugreifen, zu kritisieren, aufzurufen von der Stellung aus, die sein Tun und Denken bestimmte. Dies nämlich unterscheidet den Politiker, der seine Idee hat und wirklichen will, von einem „Realpolitiker“: „Und ein Realpolitiker wäre etwa, wer die Idee erst dann in seinen Kopf aufnimmt, wenn sie sich draußen in den Bedingungen ihre Wirklichkeit geschaffen hat“ — so definiert Landauer den Typus, übrigens mit Bezug auf einen seiner stärksten Repräsentanten, auf Bismarck („Der werdende Mensch.“ Aufsätze über Leben und Schrifttum. Gustav Kiepenheuer Verlag. Potsdam 1921). Gustav Landauer war himmelweit von einem Realpolitiker solcher Prägung entfernt; in ihm saß die Idee, der er lebte, mit mächtiger Härte fest: die Idee der Freiheit und des Sozialismus, die Idee der Vergeistigung und der Verwirklichung. Ihr diente er, indem er sich mit den Gegebenheiten der Zeit befaßte, an sie anschloß, in sie eingriff. Wer den revolutionären Menschen so erkannt hat, wird die unbefangene Politik, die Landauer während des Krieges um der Idee willen trieb, seinen Brief an Wilson („Rechenschaft“) und anderes, was zuerst befremdend scheint, wird

vor allem seine Haltung in der Revolutionszeit verstehen, dies Zugreifen, wo sich ein Anhalt bot, dies Fördern der Eisnerschen Politik, wo immer sie Möglichkeiten zu aufbauender Arbeit zeigte. Hier ist Kritik im Einzelnen berechtigt und geboten, nicht aber Zweifel erlaubt, der Landauers revolutionäre Grundstellung zu erschüttern versuchte.

Am wenigsten darf zugelassen werden, daß die Gestalt Gustav Landauers an irgend einer besonderen „Linie“ anarchistischer Maßschneider gemessen wird. Fingen wir an, Landauerzitate auszu ziehen, um ihn zum Kronzeugen für diese oder jene Steckpferdmeinung zu machen, so wäre es bald so weit mit ihm, wie es die Parteimenschen mit Marx und Lenin gebracht haben. Landauer war niemals für die Gewalt; er war niemals gegen sie. „Davon daß jeder Anarchist gegen jede gelegentliche Gewaltausübung sein müsse, ist gar keine Rede . . . Ich gestehe . . . , daß ich Fälle weiß, wo ich Gewalt üben und die Anwendung von Gewalt empfehlen werde. Ich fürchte aber darum nicht im entferntesten, je auch nur der Schatten einer Regierungsstütze zu werden. Regierung ohne Gewalt ist undenkbar; aber darum hat gelegentliche Gewalt im Fall der Not noch nicht Regierung zur Folge.“ („Beginnen.“) Selbstverständlich könnte ich auch Zitate anführen, mit denen die Gewaltlosen Landauer-Geschäfte machen können. Sie entkräften aber nicht, was hier gesagt ist, beweisen nur, daß der revolutionäre Mensch sein revolutionäres Verhalten nicht auf Formeln zwingt. Selbst diejenigen haben nicht recht, die Landauer zum „Proudhonisten“ stempeln wollen. Er bewunderte Proudhon als den größten Sozialisten, als den einsichtigsten Revolutionär, mit dem Wirklichkeitssinn, der den Geist nie in der Doktrin vertrocknen läßt. Aber „Du schreibst nun freilich, Du kennst mich und meine Sache. Ich glaub' es aber nicht. Sonst würdest Du nicht ein langes und breites über Proudhon schreiben, der mich gar nichts angeht. Du stutzezt, aber versteh' mich recht: mit der Herkunft meiner Anschauungen und Tendenzen hat Proudhon nichts zu tun. Ich habe ihn, als ich fertig war, kennen gelernt und habe mich freilich gefreut, daß da so ein total anderer zu so ähnlichen Resultaten gekommen war.“ (Aus den Briefen. Von diesem eben erschienenen Werk wird hier noch manchmal und hoffentlich ausführlich die Rede sein.) Ob Landauer Individualist war? Ja. Ob er Kommunist war? Ja. Ob er Kollektivist war? Ja. Ich will euch Zitate bringen, soviel ihr wollt, für jede dieser Behauptungen, gegen jede dieser Behauptungen, und doch keins, das nicht mit allen im Einklang wäre. „Gerade die Individualisten können kommunistisch wirtschaften und nur Individualisten können es.“ („Beginnen.“) So äußert sich der revolutionäre Mensch, der Sozialist ist, der darunter Geist und Tat, Ordnung und Freiheit versteht,

der wirken will und dem der Schall programmatischer Worte nicht wert ist, den Kopf zu wenden.

Soll ich auch noch von dem Menschen Landauer sprechen? Von seiner Art sich zu bewegen, von seiner persönlichen Beziehung zu den Mitmenschen? Lest seine Briefe! Lest sie! In demselben Brief, der die Worte über Proudhon enthält, steht auch dieser Satz: „Ich arbeite aus meiner Einsamkeit heraus an meinen Sachen . . . Meinen Sachen will ich helfen, nicht den oder jenen Menschen, gleichviel ob es Millionen von Menschen wären.“ Gustav Landauers Sachen aber waren die Sachen des revolutionären Menschen, die Sachen der Menschheit also, die etwas anderes ist als die oder jene Menschen und ob es Millionen wären. Es waren die Sachen, die er sonst öfter den Geist nannte, den Geist des Sozialismus und der Verwirklichung, — es war sein Geist und einer der edelsten, stärksten und tapfersten Geister, die je dem Kampfe der Zukunft gegen Vergangenheit und Verwesung Leben gaben. Vergangenheit aber und Verwesung erhoben sich vor jetzt zehn Jahren wider den Geist der Zukunft, indem sie mit Gewehrkolben und Patronen, mit Reitpeitschen und Stiefelabsätzen das Gefäß dieses Geistes, den revolutionären Menschen körperlich zertrümmerten. Ob sie Gustav Landauers Geist getötet haben, das werden die Lebenden zu entscheiden haben.

Rede Gustav Landauers über die Sicherung der Revolution

Nach der Ermordung Kurt Eisners am 21. Februar waren in München eine Reihe von Geiseln aus den Kreisen festgesetzt worden, die wir mit Grund glaubten der gegenrevolutionären Bewegung zu rechnen zu können. Die Leute wurden in einem der ersten Münchener Hotels untergebracht, genossen großes Entgegenkommen und wurden mit äußerster Rücksicht behandelt. Trotzdem stellten die Sozialdemokraten im Rätekongreß schon am 6. März den Antrag, die verhafteten Geiseln bedingungslos freizulassen. Dieser „Dringlichkeitsantrag Dr. Süßheim“ wurde auch gegen unseren heftigen Widerspruch angenommen. Hier folgt, unter Auslassung völlig bedeutungsloser Zwischenbemerkungen Landauers Rede gegen den Antrag.

. . . Erstens: Die Festnahme von Geiseln in kritischen Lagen der Gesellschaft ist schon immer vorgekommen. Zweitens wäre es doch lächerlich zu sagen, daß wir in einer geordneten Gesellschaft leben. Wer hindert uns daran? Wir sind noch sehr unter der Gefahr der Gegenrevolution. Ich fürchte sie nicht, aber ich wehre mich dagegen. Ich bin dafür, daß man sich dagegen wehrt, solange die Gefahr besteht, solange es nötig ist. . . Man konnte vorschlagen, der Zentralrat solle über die Festnahme der Geiseln,

über die Personen, die in Betracht kommen, und über den ganzen Stand der Sache Bericht erstatten. . . Uns muß der Zentralrat zunächst einmal sagen, ob nicht Gefahr in Verzug ist, wenn wir die Geiseln jetzt entlassen. (Sehr richtig!) Ich weiß davon nichts, ich will darüber Bericht erstattet haben. Soviel weiß ich aber, daß das Wort, das der frühere Kriegsminister Hellingrath zu einem gesagt hat, der in Schutzhaft genommen wurde: „Jetzt geht es hart gegen hart“, höchstwahrscheinlich in dem Kampfe gegen die Gegenrevolution auch für uns noch gelten muß. Eisners Mord ist nicht gesühnt. Wir wissen aber, daß Herr Graf Arco aller Wahrscheinlichkeit nach Bundesgenossen in den Kreisen der Aristokratie, des Studententums und Offiziertums gehabt hat, daß es sich um ein Komplott, eine Verschwörung handelte. Wir wissen noch nicht einmal, ob es zu einer richtigen Vernehmung dieses jungen Mannes gekommen ist, wir wissen über seine Aussagen gar nichts in diesem Moment. Ohne etwas zu wissen, an unser Mitleid zu appellieren: „Laßt die Geiseln frei“, halte ich nicht für richtig. Wir müssen erst wissen, wie wir dran sind, und dann können wir es uns reiflich überlegen. Soviel muß man mit dem proletarischen Empfinden mit zu empfinden vermögen, um sein Mitleid nicht an diese Kreise Krefß von Kressenstein usw. zu verschwenden. Wenn irgendeinmal der Zeitpunkt käme, der kann wohl kommen, daß durch die Verhältnisse arme Bourgeois, die bisher reiche Bürger waren, genötigt wären, die Straße zu kehren, Kanäle zu räumen, ich sage durch die Verhältnisse genötigt, dann wäre es wohl möglich, daß jemand, der gar nicht mehr imstande ist, mit Proletariern mitzuempfinden, zunächst sein Mitleid dahin ergießt. Ich würde sagen, ich habe schon immer Mitleid gehabt mit den Proletariern, die dazu genötigt waren, Jahre und Jahrzehnte hindurch, und ich habe Mitleid mit den Opfern der Gesellschaft, seien sie Diebe, Betrüger, Gauner irgendwelcher Art, mit den Opfern unserer sozialen Zustände, die in Gefängnissen schmachten, die Gewohnheitsverbrecher wurden, und wenn ich dann noch ein Tröpfchen Mitleid übrig behalte, was ich jetzt noch nicht weiß, kann ich auch Mitleid haben mit Krefß von Kressenstein, Buttman und dem Verlagsbuchhändler Lehmann, die jetzt als Geiseln genommen wurden. Vorläufig habe ich zu diesem Mitleid noch nicht Platz in meinem sonst ziemlich geräumigen Herzen, weil mir das Herz bricht vor Mitleid über das Elend der Proletarier, über das Elend der Erwerbslosen. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.)

Solange wir nicht wissen, daß wir nicht mehr bedroht sind, solange wir noch immer Kampf zu führen haben gegen eine unbekannte und unbekannte Sippe von Aristokraten, Bourgeois und Verschwörern, können wir dem Zentralrat nicht in den Arm fallen, sondern müssen ihm sagen: Wenn du etwas zu sagen hast über den Stand der Untersuchung, so sage es uns! Aber wir dürfen nicht einfach aus Entrüstung, weil es nicht bourgeoismäßig zugeht, weil es nicht üblich ist, sagen, das wird nicht mehr geduldet, jetzt kommt der Landtag, der geordnete Zustand. Wir können jetzt in

keinem geordneten Zustande sein, wir sind von Mord, Totschlag, Heimtücke durchaus bedroht. Solange die Leute im „Bayerischen Hof“ waren — jetzt sollen sie nach Stadelheim gekommen sein, ich weiß es nicht sicher —, haben sie es wahrhaftig nicht schlecht gehabt. Man hat sogar behauptet, der Hotelier, der Besitzer des „Bayerischen Hof“, hätte den Soldaten, die ihm diese Gäste ins Haus brachten, Provision versprochen, wenn sie nur recht viel bringen. (Heiterkeit.) Dies Geschichtchen ist jedenfalls ein Beweis, daß die Leute dort ein sehr reichliches und keineswegs frugales Leben führten. Wenn die jetzt einmal an Stelle von soundsovielen unschuldigen Proletariern Stadelheim kennen lernen, das Eisner, Unterleitner und seine Genossen Monate und Monate hindurch kennen lernten, auch als Unschuldige, so sage ich wahrhaftig nicht: Das ist Rache. Mir ist Rache-trieb fern, sondern ich sage, es kann so sein, daß der freie Volksstaat Bayern jetzt noch in der Notlage ist, bestimmte Personen zu behalten, weil die eigentlichen Verschworenen uns noch unbekannt sind, sich im Hintergrunde halten. Soll doch einer von diesen Aristokraten kommen und sagen: Ich stelle mich als einer, der sich gegen den Bestand des freien Volksstaates Bayern verschworen hat, gebt dafür den, der mit der Sache nichts zu tun hat, frei! (Rufe: Sehr richtig!) Bisher ist noch keiner gekommen, bisher hat sich noch kein einziger gemeldet von den vielen Hunderten, die in Garmisch-Partenkirchen, die allüberall an den schönsten Seen, in den schönsten Gegenden Bayerns sich verschworen, die da ihre Komplotte geschmiedet haben. Wir werden noch dahinter kommen und die Rechten fassen, dann werden die, die unschuldig leiden, ohne Zweifel freigelassen werden. Jetzt, wo wir noch in der Krise, im Uebergange sind, wo noch gar nichts entschieden ist, einfach zu sagen, ohne daß wir irgendetwas wissen: Zunächst müssen einmal die Geiseln frei werden, sowie zunächst einmal die Pressefreiheit wieder hergestellt werden muß, Pressefreiheit im alten bürgerlichen Sinne, ist unerhört. (Zurufe.) Wortüber ich mich erregt, ist, daß ich weiß, daß es sich bei diesem Antrage „Süßheim“ um eine Abmachung mit dem bürgerlichen Landtage in Bamberg handelt. (Hört, hört und Zurufe.) Ich weiß, daß in Bamberg von den bürgerlichen Parteien gefordert wurde, erstens, die Geiseln müssen wieder frei werden, zweitens das alte kapitalistische Pressemonopol — so hat man sich natürlich nicht ausgedrückt, man hat natürlich gesagt: Pressefreiheit — muß wieder hergestellt werden. (Hört, hört!)

Das ist der erste Antrag „Süßheim“, der hier als Vertreter des bürgerlichen Bamberger Parlamentes auftritt. (Beifall und Händeklatschen.) (Widerspruch des Dr. Süßheim.) (Zurufe.) . . . Vorhin war ich gereizt, obwohl ich persönlich nicht angegriffen war. Ich lasse mich durch die Sache reizen. Ich erkläre, mein Eindruck ist der, daß das der erste dieser Anträge ist. Hintennach kommt dann die Wiederherstellung der bürgerlichen Pressefreiheit; denn diese ist auch den bürgerlichen Parteien versprochen worden, noch ehe man die Unabhängigen zur Verhandlung ge-

rufen hat. (Rufe: Hört, hört!) Man hat vorher mit den Bürgerlichen verhandelt, so war die Sache, und in diesen Zusammenhang hinein gehört der Antrag, jetzt gleich vor allen Dingen wieder einmal für ein geordnetes Staatswesen zu sorgen und die Geiseln freizulassen. Für ein geordnetes Staatswesen sollen die sorgen, die uns Unordnung in unseren freien Volksstaat, in die Entwicklung unserer Republik hineintragen.

(Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Der 1. Mai

Aus dem noch ungedruckten Gefängnistagebuche Gustav Landauers.

Der folgende kurze Abschnitt wurde dem FANAL zur ersten Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Er ist dem Material des vorbereiteten Bandes der Briefe und Tagebücher aus Landauers Jugendzeit entnommen. Die hier abgedruckte Tagebucheintragung nimmt Bezug auf eine Demonstration im Hydepark, die am 26. Juli 1896 im Anschluß an den Internationalen Sozialistenkongreß in London stattfand. Landauer hatte mit seiner ersten Frau, der Berliner Arbeiterin Grete Leuschner, daran teilgenommen. Es war der Kongreß, auf dem die II. Internationale das tat, was 24 Jahre zuvor die I. Internationale (Haag 1872) und 24 Jahre nachher die III. Internationale (Moskau 1920) auch tat: Den Ausschluß der Anarchisten und Antiparlamentarier vollzog.

Ueber den Verlauf der Hydepark-Demonstration berichtete Landauer im „Sozialist“ („Der Londoner Kongreß. Zur Beleuchtung der Vorgänge auf demselben.“ Separat-Abdruck aus dem „Sozialist“. Berlin 1896. Verlag von Gustav Friedrich) folgendes: „So fand die Demonstration statt, die, wie schon manche derartige Demonstrationen, meist aus Bannern bestand, d. h. hinter den Bannern folgten oft verzweifelt wenig Leute. Die Anarchisten, denen man die Teilnahme verweigert hatte, angeblich weil sie sich zu spät meldeten . . . zogen dem Zug voran und brachten so ihr diesmaliges Abzeichen, das rote Riesenplakat . . . auf einen Rahmen geklebt und auf einer Stange getragen, glücklich in den Park: denn einen Wagen als Tribüne zu benutzen, wie die übrigen, hatte ihnen die Parkverwaltung verweigert. Ihre Versammlung begann bald beim Reformers Tree und dauerte, trotz des strömenden Regens, noch lange, nachdem von der offiziellen Demonstration nur noch die 12 Wagen allein übrig waren; denn es regnete wirklich gußartig und die Zuhörer der offiziellen Plattformen waren manchmal nur 40 oder 50, bis auch diese sich verzogen. Unsere Versammlung aber dauerte weiter. Reden und Singen abwechselnd, bis auch wir, total durchnäßt, als letzte den Park verließen, wie wir als erste gekommen waren.“

Diese verunglückte Hydepark-Demonstration war zugleich die dem Kongreß zuliebe von den Sozialdemokraten um 12 Wochen verschobene Malkundegebung der II. Internationale. Die Tagebucheintragung daran am 1. Mai des nächsten Jahres im Berliner Gefängnis lag also nahe.

Der erste Mai im Gefängnis! Heute Morgen beim Aufstehen betrachtete ich mit Wehmut meine rote Unterhose und dachte an

die roten Fahnen, mit denen wir im vorigen Jahre zum Hyde-Park zogen. Dann machte ich mich und meine Zelle mit besonderer Feierlichkeit sauber; räumte darauf den Tisch ab, entfernte alle Bücher und Manuskripte und legte einige saubere Stücke Papier darauf: das bedeutete die Arbeitsruhe. Dann legte ich auf den Platz, an dem ich zu lesen pflege, den ersten Band Marx und schlug das Kapitel von der Akkumulation auf. Das war die Festrede. Dann sang ich die Marseillaise in allen Texten, die mir einfielen, ferner „Bet' und arbeit“, „Das Volk steht auf“, „Es wirbelt dumpf das Aufgebot“ und ähnliche Lieder. Dazu Deklamationen von Freiligrath und Mackay. Das war das Festkonzert. Dann gedachte ich, während ich mehrere Kilometer in enger Zelle hin- und herging, meiner Lieben und ging mit Dir, lieber Schatz, auf Urachs Höhen spazieren: das war der Nachmittagsausflug. Und jetzt ist es Abend, und ich schreibe dies, für meinen Schatz und für mich. Das war mein erster Mai 1897.

Wenn ich aber aus dem Fenster sah, sah ich zwei hohe Fabrik-schornsteine, die höhnisch ihre Rauchwolken aufsteigen ließen. Und da dachte ich in tiefem Schmerz, wenn die deutschen Arbeiter so ihren ersten Mai feiern, diese schönste, begeisterndste Erscheinung in der ganzen neueren Zeit, dann sind sie es nicht wert, daß man um ihretwillen diesen Tag im Gefängnis zubringt. — —

Der Nationalismus und die moderne Reaktion

I.

Wer da glaubte, daß nach dem Weltkriege ein Abflauen der nationalistischen Tendenzen in Europa eintreten werde, ist nicht auf seine Rechnung gekommen. Gerade das Gegenteil ist eingetreten. Der Nationalismus ist stärker geworden denn je zuvor und bildet heute die ideologische Drapierung der modernen Reaktion in der Form des Faschismus. Der moderne Faschismus ist keine Bewegung, die einer einheitlichen Ideengemeinschaft entsprungen ist; er trägt nicht nur in jedem Lande einen besonderen Charakter, er schillert auch innerhalb derselben Landesgrenzen in den verschiedensten Farben vom Republikanismus bis zum extremsten Monarchismus. Gemeinschaftlich sind ihm nur seine militärisch-putschistische Methoden und, bis zu einem gewissen Grade, die rassen-nationalistische Einstellung seiner Anhänger. Und täuschen wir uns nicht, diese Bewegung, welche in den verschiedensten Ländern mehr und mehr um sich greift, ist nicht bloß eine Bewegung der privilegierten Klassen, obwohl es unverkennbar ist, daß sie zum großen Teil von diesen gestützt und gefördert

wird und letzten Endes nur deren Interessen wahrnimmt. Allein es ist unverkennbar, daß der Faschismus auch in den breiten Schichten der arbeitenden Klassen ein bestimmtes Echo gefunden hat, wozu nicht zum wenigsten der Bankrott der sozialistischen Parteien während des Krieges beigetragen hat. Es wäre töricht, die Bedeutung dieses Einflusses zu übertreiben; gefährlich aber wäre es, ihn zu unterschätzen oder ihn gar im ganzen zu ignorieren.

Gerade in einer Zeit wie die heutige, wo durch die Auswirkungen des Krieges und die unverkennbare Verelendung der Massen eine Erschlaffung der sozialen Gefühle eingetreten ist, in einer Zeit, wo alle festen Begriffe erschüttert wurden und Altes und Neues bunt durcheinander wirbeln, ist die Gefahr einer solchen Bewegung noch bedeutend größer und in ihren Folgen weit verhängnisvoller als in normalen Zeiten. Es ist daher von allem notwendig, den nationalistischen Bestrebungen gegenüber eine feste Stellung einzunehmen und sich nicht fortgesetzt in Extremen zu bewegen, die in billigen politischen Schlagworten ihren Ausdruck finden, wie das bisher leider allzu oft der Fall war.

Es gab eine Zeit, wo die meisten Richtungen des autoritären Sozialismus von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen — den Begriff der Internationalität als ein vollständiges Aufgehen der verschiedenen Volksstämme und Völkerschaften in der abstrakten Vorstellung der Menschheit auffaßten. Man sah in der bunten Verschiedenheit des Völkerlebens und der Sprachen nur künstlich geschaffene Hindernisse gegen die Verbrüderungsbestrebungen der darbdenden Menschheit und träumte von einer baldigen Abschaffung, all dieser Unterschiede, von der Einführung einer allgemeinen Weltsprache, die alle existierenden Sprachen ausschalten sollte und ähnlichen Dingen. Besonders war es Wilhelm Weitling, der diesen Gedanken nachging, und der in den letzten Jahren seines Lebens bekanntlich mit der Abfassung einer Weltsprache beschäftigt war.

Diese naiven Auffassungen, deren Vertreter keine blasse Ahnung von der Tiefe des Problems hatten, sind auch heute noch nicht gänzlich ausgestorben, mußten aber im allgemeinen anderen Anschauungen das Feld räumen. Die moderne Sozialdemokratie hat selbstverständlich mit den Ideen ihrer Vorgänger aus der Zeit des sogenannten „Handwerksburschen-Kommunismus“ nichts mehr gemein. Sie hat auch schon lange die Stellung aufgegeben, die sie Jahrzehnte lang vertreten hatte, und der Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest“ Ausdruck gegeben, als sie erklärten, daß der moderne Proletarier überhaupt kein Vaterland besitze und daß man ihm daher auch nicht nehmen könne, was er nicht habe.

Der Gedanke, daß nicht die angeblichen nationalen und politischen Aenderungen, sondern die Klassenunterschiede und wirtschaftlichen Gegensätze für die Arbeiterklasse das Entscheidende seien, findet heute in der Sozialdemokratie nur noch wenige Anhänger, obzwar man noch immer mit den alten Begriffen jongliert. Die große Mehrheit ihrer geistigen

Träger hat schon lange ihr nationales Herz entdeckt und betrachtet die Verteidigung des Vaterlandes als eine patriotische und sozialistische Pflicht. Wie ernst es diesen Leuten mit dieser „Pflicht“ ist, hat uns die verhängnisvolle Kriegspolitik fast sämtlicher sozialistischer Parteien in der schweren Zeit von 1914—1918 mit klassischer Deutlichkeit vor Augen geführt. Und daß die blutigen Erfahrungen dieser blutigen vier Jahre auf die Führer der deutschen Sozialdemokratie keinen nennenswerten Eindruck gemacht haben, das bewies bald darauf ihre Stellung im sogenannten Ruhrkonflikt. Sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen und haben die elementarsten Interessen der deutschen Arbeiterschaft abermals den Interessen des Großkapitals und der Schwerindustrie untergeordnet, und zwar im Namen der sogenannten „nationalen Interessen“, die in Wirklichkeit die Interessen von Stinnes & Co. gewesen sind.

Und nicht bloß die Sozialdemokratie, auch ihr Schmerzenskind, die kommunistische Partei, ließ sich von der nationalistischen Metaphysik vollständig ins Schlepptau nehmen und suchte die Sozialdemokraten sogar noch zu überbieten in patriotischen Allüren und nationalistischem Phrasengebimmel. Sprach doch die kommunistische Presse jener Tage bereits von dem Vormarsch der Roten Armee und von der Entscheidung am Rhein, so daß deutschen National-Bolschewisten wie Dr. Paul Eitzbacher etc. das Herz im Leibe lachen mußte.

Und doch bildete gerade der Ruhrkonflikt in seinen verschiedenen Phasen die denkbar prächtigste Illustration für die kapitalistische Interessenpolitik als Untergrund der nationalistischen Ideologie, sowohl diesseits wie jenseits des Rheins.

Die Besetzung des Ruhrgebiets war nur eine logische Folge derselben verbrecherischen Machtpolitik des Kapitalismus, welche letzten Endes zur Entfesselung des Weltkrieges führte und die Völker vier Jahre lang zur Schlachtbank schleifte. In diesem Konflikt spielten die Interessengegensätze zwischen der deutschen und französischen Schwerindustrie, welche die militärische Gewalt zugunsten Frankreichs entschieden hatte, die ausschlaggebende Rolle. Ebenso wie die Vertreter der deutschen Schwerindustrie während des Krieges die fanatischsten Verteidiger des Annexionsprinzips gewesen sind, so standen nunmehr hinter der Politik Poincarés die unverhüllten Annexionsgelüste der französischen Schwerindustrie und ihres Organs, des „Comité de forges“. Dieselben Ziele, welche die deutsche Schwerindustrie früher verfolgte, verfolgte später die französische Schwerindustrie. Es handelte sich um die Etablierung bestimmter Monopole auf dem europäischen Festlande unter der Herrschaft bestimmter kapitalistischer Gruppierungen, für die das sogenannte „Nationalinteresse“ noch stets der ideologische Deckmantel für ihre brutalen Geschäftsinteressen gewesen ist. Die französische Schwerindustrie plante eine Vereinigung der lothringischen Eisengruben mit den Kohlengruben der Ruhr in der Gestalt eines riesigen Montantrusts, der ihr das unbeschränkte Monopol auf dem Kontinent sichern

sollte. Und da die Interessen der Schwerindustriellen sich mit den Interessen der Reparationsgewinnler deckten, so war die Besetzung des Ruhrgebiets nur eine Frage der Zeit.

Aber noch bevor es so weit kam, fanden zwischen den Vertretern der deutschen und der französischen Schwerindustrie Verhandlungen statt, um eine friedliche, d. h. in diesem Falle eine geschäftliche Lösung der Frage herbeizuführen, woraus beide Teile gemäß ihrem Kräfteverhältnis ihren Vorteil ziehen sollten. Ein solches Verständnis wäre auch sicher zustande gekommen, denn die Vertreter der deutschen Schwerindustrie hätten den Teufel nach den sogenannten nationalen Interessen Deutschlands gefragt, so lange sie ihr Schäfchen ins Trockene gebracht hätten. Aber da ihnen von den englischen Kohlenmagnaten, für die das Zustandekommen eines Montantrusts auf dem Kontinent unzweifelhaft ein schwerer Schlag gewesen wäre, größere Vorteile in Aussicht gestellt waren, so entdeckten sie plötzlich ihr nationales Herz und ließen es auf die militärische Besetzung des Ruhrgebiets ankommen. Zusammen mit den organisierten Arbeitern und Angestellten organisierten sie den passiven Widerstand, und die stimmisierte Presse stieß gewaltig in die nationalistische Posaune, um den Haß im Lande gegen den „Erbfeind“ bis zur Siedehitze zu entfachen.

Als der passive Widerstand, der dem deutschen Volke ungeheuerliche Opfer kostete, endlich aufgegeben werden mußte, da wartete Herr Stinnes nicht auf die Regierung Stresemann, sondern verhandelte mit den Franzosen auf eigene Faust. Und nicht genug damit, suchte er die französische Besatzungsbehörde dazu zu bewegen, den deutschen Arbeitern im besetzten Gebiet den Zehnstundentag aufzuzwingen, denselben Arbeitern, die bis zum Zusammenbruch des passiven Widerstandes seine Alliierten gewesen waren gegen die französischen Kabinette. In der Tat, gibt es eine bessere Illustration für die eigentlichen Bestrebungen unserer nationalistischen Klopffechter?

Poincaré nahm die angeblichen Verfehlungen Deutschlands in den Kohlenlieferungen an Frankreich zum Vorwand, um seine Truppen im Ruhrgebiet einmarschieren zu lassen. In der Wirklichkeit war dies nur eine offenkundige Finte, um dem Raubzug einen gesetzlichen Mantel zu verleihen. Das geht schon daraus hervor, daß Frankreich — England ausgenommen — zu jener Zeit das kohlenreichste Land Europas war und sich gezwungen sah auf die Einführung der Saarkohle eine Extrasteuer von 10 Prozent zu legen, um die französische Kohle auf dem einheimischen Markte zu schützen. Tatsache ist, daß man sogar 20 Prozent dieser Kohle nach Deutschland zurückbeförderte, und überhaupt nur 35 Prozent derselben der französischen Industrie zuführte. Folglich konnte von einem Kohlenmangel, der die Besetzung rechtfertigte, gar keine Rede sein.

Von der anderen Seite hatten die deutschen Schwerindustriellen und ihre Verbündeten, die Großagrarier, die aus der ungeheuerlichen Not ihres

Volkes riesige Profite ergatterten, in der Verteidigung ihrer Sonderinteressen alles getan, um den französischen Imperialisten das Werk nach Kräften zu erleichtern. Sie waren es gewesen, die sich von Anfang an allen Versuchen eine Stabilisierung der Mark herbeizuführen, aufs heftigste widersetzen, weil sie dadurch die Besteuerung der Industrie und Landwirtschaft am besten sabotieren und die Begleichung der Reparationen fast ausnahmslos auf die Schultern des werktätigen Volkes abwälzen konnten. Eine stete Senkung der Mark gab ihnen die beste Möglichkeit, die Preise aller Erzeugnisse ins Ungemessene zu steigern und auf diese Weise alle finanziellen Verpflichtungen, welche die Sieger Deutschland auferlegt hatten, auf die breiten Massen der einheimischen Konsumenten zu übertragen. Auf Grund dieser dunklen Machinationen entwickelte sich nicht nur ein ganzes Heer von Valutaspekulanten, welche aus der unheimlichen Verelendung der Massen ungeheuere Gewinne preßten, man gab damit auch den französischen Kapitalisten noch Gelegenheit, aus dem deutschen Valutaerlend Extraprofite herauszuschinden. So lieferte Deutschland nach dem Zeugnis des damaligen französischen Finanzministers Laseyrie bis Ende Oktober 1921 Brennstoffe im Werte von 2571 Millionen Franken, wofür ihm aber auf Grund der Markentwertung nur 980 Millionen Franken gutgeschrieben wurden. So verschaffte der Geschäftsgeheimnis der guten deutschen Patrioten dem sogenannten „Erbfeind“ noch eine bessere Einnahmequelle auf die Kosten der ungeheuerlichen Ausbeutung der deutschen Arbeiter.

In derselben Zeit wurde von den ungeheuren Summen, die Deutschland an Frankreich abführen mußte, nur ein ganz verschwindend kleiner Teil zum Aufbau der zerstörten Gebiete verwendet. Der Löwenanteil floß auch dort, wie die Reparationsskandale deutlich gezeigt haben, in die unersättlichen Taschen einer kleinen privilegierten Minderheit.

In Deutschland wie in Frankreich ist der wirklich leidende Teil stets die Arbeiterklasse, aus deren Fell die Besitzenden in jedem Lande Riemen schneiden. Während der Kapitalismus in allen kriegführenden Ländern durch ungeheuere Kriegsgewinne fast in seinem eigenen Fett erstickte, mußten Millionen Proletarier mit ihrem Blute die Schlachtfelder der ganzen Welt düngen. Auch heute, wo der Krieg nur seine Formen geändert hat, sind die Werktätigen in allen Ländern die Leidtragenden, während der Monopolismus aus ihrem Elend klingende Münze prägt.

II.

Es ist schwer zu begreifen, wie angesichts dieser erdrückenden Tatsachen sich unter den Sozialisten der verschiedensten Richtungen noch immer Menschen finden können, die sich willig vor den Wagen der nationalistischen Reaktion spannen lassen. Daran ist unserer Meinung nach nur die bornierte Staatsgläubigkeit der großen Mehrheit der heutigen Sozialisten schuld. In der Tat sind alle heutigen politischen Arbeiterparteien

ein notwendiges Zubehör des nationalen Staates geworden, ohne daß der großen Mehrheit ihrer Anhänger diese Tatsache auch nur zum Bewußtsein kommt. Solange sich diese Parteien gegen den bürgerlichen Staat in der Rolle der parlamentarischen Opposition befanden, legte ihre Kritik noch ab und zu gewisse Schäden bloß, die für das Wesen des Staates überhaupt bezeichnend sind. Aber in dem Augenblicke, wo sie selber in die Lage kamen, Regierungen formieren zu müssen oder an sogenannten Koalitionsregierungen teilzunehmen, verschwand auch ihr letzter kritischer Sinn dem Staate gegenüber und machte jener unbegrenzten Staatsgläubigkeit Platz, die zu den festesten Bollwerken der heutigen Reaktion gehört. Und diese Einstellung bestimmt auch ihre Stellung dem Nationalismus gegenüber. Wie sie sich die Gesellschaft nur in der Form des Staates vorstellen können, so begreifen sie das Volk nur noch in der Zwangsjacke der Nation.

Aber zwischen Volk und Nation besteht derselbe Unterschied wie zwischen Staat und Gesellschaft. Jede gesellschaftliche Organisation ist ein natürliches Gebilde, das sich unter dem Einfluß bestimmter Lebensnotwendigkeiten entwickelt hat und dessen Grundlage die Wahrnehmung der allgemeinen Interessen bildet.

Staatliche Organisation ist ein künstliches Gebilde, das den Menschen von oben herab aufgezwungen wird und dessen eigentlicher Zweck in der Verteidigung der Interessen privilegierter Minderheiten auf Kosten der Allgemeinheit besteht.

Ein Volk ist das natürliche Ergebnis gesellschaftlicher Organisation, ein Sichzusammenfinden von Menschen, welche durch Verwandtschaftlichkeit der gegenseitigen Beziehungen, durch die Gemeinschaft der Sprache und gewisse Eigentümlichkeiten ihrer Kultur, Gewohnheiten etc. bedingt ist. Dieser gemeinsame Zug lebt in jedem besonderen Gliede des Volksverbandes und bildet einen wichtigen Teil seiner kollektiven Existenz. Er kann ebenso wenig künstlich gezüchtet wie gewaltsam zerstört werden, es sei denn, daß man alle Glieder eines Volkes ausrotte.

Ein Volk kann einer Fremdherrschaft unterworfen und in seiner natürlichen Entwicklung künstlich beeinträchtigt werden, nie aber wird es gelingen, seine natürlichen psychischen und kulturellen Eigentümlichkeiten und Veranlagungen gewaltsam zu ersticken. Im Gegenteil, sie treten unter fremdem Joch umso deutlicher hervor und bilden in diesem Falle eine Art Schutzmittel für die Existenz des Volksganzen. Die Erfahrungen der Engländer mit den Iren, der Oesterreicher mit den Tschechen, der Ungarn mit den Südslaven, der Deutschen mit den Polen, um hier nur einige Beispiele anzuführen unter Tausenden, sind klassische Beweise für die unbeugsame Zähigkeit eines Zusammengehörigkeitsgefühls, das man gewaltsam zu zerstören trachtet. Auch die Juden könnten hier als typisches Beispiel herangezogen werden.

Sehr oft sehen wir sogar, daß wenn ein durch fremde Eroberer unterdrücktes Volk kulturell höher steht wie seine Unterdrücker, diese letzteren

sozusagen von dessen höherer Kultur aufgesaugt werden. So eroberten kriegerische Mongolenhorden China und zwangen den Chinesen einen Mandschu als Kaiser auf, aber im Verlaufe weniger Generationen hatten sich die Mongolen in Chinesen verwandelt, da ihre primitive Kultur der Größe und Feinheit der chinesischen Kultur nicht gewachsen war. Dieselbe Erscheinung sahen wir in Italien, das Jahrhunderte lang den Einfällen barbarischer Völkerschaften ausgesetzt war. Aber die hochentwickelte Kultur des Landes siegte immer wieder über die brutale Gewalt des Barbarentums, das letzten Endes bloß dazu beitrug, die alte Kultur zu verjüngen und neu zu befruchten.

Dies ist ganz natürlich, denn ein Volk läßt sich ebensowenig in fremde Sitten, Gewohnheiten und fremde Ideengänge gewaltsam hineinpresse, wie man ein Einzelwesen in den engen Rahmen einer fremden Individualität hineinzwingen kann. Dort, wo eine natürliche Annäherung und ein allmähliches Aufgehen verschiedener Völkerschaften in einander stattfindet, geschieht dies stets freiwillig und ganz unbewußt durch natürliche Anpassung, niemals aber auf dem Wege brutaler Gewalt. Alle menschlichen Kulturgemeinschaften kommen auf diese Weise zustande.

Die Nation aber ist stets das künstliche Produkt eines Regierungssystems, wie ja auch der Nationalismus im Grunde genommen nichts anderes vorstellt als die Religion des Staates. Die Zugehörigkeit zu einer Nation wird nie durch natürliche innere Ursachen bestimmt, sondern durch rein äußerliche Verhältnisse und Gründe der Staatsräson, hinter der sich natürlich immer nur die Sonderinteressen bestimmter Klassen verbergen. Eine Handvoll Politiker und Diplomaten, die lediglich die Geschäftsträger privilegierter Minderheiten im Staate sind, entscheidet willkürlich über die nationale Existenz und Zukunft bestimmter Menschengruppen, die sich ihrem Machtgebot unterwerfen müssen, weil sie sich nicht anders helfen können und ihnen selbst keinerlei Bestimmungsrecht zusteht. So legten sich z. B. die Einwohner der heutigen französischen Riviera als Italiener zu Bett und erwachten am anderen Morgen als Franzosen, da ein Häufchen Diplomaten über Nacht über ihr Schicksal entschieden hatten. Die Helgoländer waren ein Glied der englischen Nation und loyale Untertanen der britischen Regierung; aber als es dieser einfiel, sie an Deutschland zu verschachern, wurde auch ihre Nationalität einem radikalen Wechsel unterworfen. War es am Tage vor der Abtretung ihr größtes Verdienst, Vorposten der englischen Nation zu sein, so wurde ihnen ihre größte Tugend am Tage nach der Abtretung als schwerste Sünde gedeutet. Solche Beispiele gibt es die schwere Menge in der Geschichte. Sie sind bezeichnend für die ganze Entwicklungsgeschichte des modernen Staates. Man betrachte sich nur die blödsinnigen und stümperhaften Entschlüsse des Versailler Friedensvertrages, und man hat die beste Illustration, wie heute Nationen fabriziert werden.

Gerade der moderne Verfassungsstaat war es, der den Begriff der

Nation und das Wesen des Nationalismus bis zur letzten Konsequenz entwickelt hat. Die absolute Monarchie, welche sozusagen die fetischistische Periode in der Entwicklungsgeschichte des Staates darstellt, wo der Alleinherrscher der sichtbare Ausdruck des ganzen Systems war, behandelte die breite Masse ihrer rechtlosen Untertanen wie eine große, zum Melken bestimmte Herde. Aus diesem Grunde zog sie dieselben nur in ganz seltenen Fällen zur Landesverteidigung heran, die sie einer Armee von Berufssoldaten anheimstellte.

Erst der moderne Staat, der vorgeblich jedem seiner Bürger das Mitbestimmungsrecht an der Regierung durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts verliehen hatte, entwickelt die Idee der Nation zur eigentlichen Blüte. Der „Bürger“ nahm den Platz des „Untertanen“ und, hypnotisiert von seinen neu erworbenen politischen Rechten, mußte er nun auch die aus diesen „Rechten“ erwachsenden „Pflichten“ mit übernehmen. Die Wahlurne wurde zum Opferaltar der menschlichen Persönlichkeit, der Stimmzettel zur Urkunde freiwilliger, geistiger und wirtschaftlicher Sklaverei.

Rudolf Rocker.

Zeitgeschichte

Zehn Jahre ist es her, daß die Sozialdemokratie den Brand der deutschen Revolution mit der Dampfspritze des weißen Schreckens so weit gelöscht hatte, daß sie meinte, jetzt könne sie es sich im etwas versehenen, aber neu angestrichenen Hause des alten Staates auf republikanisch bequem machen. Die von herabfallendem Gebälk erschlagenen und im Giftqualm ersticken Revolutionäre modern längst unter der Erde; die Proletarier, für deren besseres Los sie starben, haben sich in den alten Wohnlöchern, die sie abreißen wollten, wieder eingerichtet, wählen wie zuvor, hungern ärger als je zuvor, schreien hurra wie zuvor oder lassen es sich auch verbieten, boxen einander wegen des Streites nieder, was für Bonzen sich an ihren Gewerkschaftsprüfden mästen sollen und lassen Gott einen guten Mann, Hindenburg einen guten Präsidenten, Müller einen guten Kanzler, Wels und Thälmann gute Parteionkels und Hilferding einen guten Schröpfkopf sein. Inzwischen haben die Hausbesitzer von ehemals längst wieder auf sämtliche besseren Einrichtungsgegenstände Beschlag gelegt, vor allem auf den Gewehrschrank, und lassen die Sozialdemokraten ein paar Klubsessel mitbenutzen, wofür sie ihnen aber die Miete eintreiben, proletarische Gläubiger rausschmeißen und die Stiefel putzen müssen.

Weder die Nutznießer des Baues, die im Innern alle Wände schwarz-weiß-rot ausgeschlagen haben, noch die Hausverwalter, die zum Dache heraus schwarz-rot-golden flaggen, noch selbst die armen Teufel, die sich schon gehoben fühlen würden, dürften sie nur aus ihrer Luke ein rotes Fähnchen wehen lassen, merken, daß der ganze Kasten baufällig ist und daß die Flickarbeit, die in den zehn Jahren an den schadhafte Stellen getan worden ist, nur die Treppengeländer befestigt hat, ohne daß die Stufen tragfähiger geworden wären. Ein falscher Tritt, und die Herrlichkeit kracht zusammen. Ehrhardt freut sich schon.

Augenblicklich wird in Paris um die Hypotheken geschachert. Die Dawesquetsche von 1924 muß frisch geölt werden. Bis jetzt herrscht

bittere Uneinigkeit zwischen den Hypothekeneinhabern und den zahlungspflichtigen Deutschen wie die aus Proletarierschweiß gewonnene Tribut-schmiere so in den Apparat geträufelt werden soll, daß Gläubiger und Schuldner auch wirklich was Nützliches dabei herauspressen können. Dem Dawesplan, von dem die Sozialdemokratie begeistert war, verhalf die oppositionelle nationale Schwerindustrie durch interessante parlamentarische Abstimmungsregie zur Annahme; denn sie kriegte dafür die Reichsbahn zur privatwirtschaftlichen Profitmachung aufgeliefert. Die Deutschen soweit sie nicht einkassieren, sondern zahlen sollen, kümmern sich ja nicht viel um das, was nur ihre Ernährung, Behausung, Bekleidung, Erwärmung, Gesundheit und sonstige unwichtige Angelegenheiten in ihrer und ihrer Kinder Lebensführung betrifft. Unter Zeitgeschichte verstehen sie jedenfalls viel eher Sportrekorde und Regierungskrisen. Sie sind froh, daß unsere demokratische Staatsordnung sich wieder mal solide genug gezeigt hat, um die angebliche Faschistengefahr gänzlich abzuwenden. (Ehrhardt freut sich schon.)

Drei Zentrumsmänner sind mit gerührtem Schneuzen ins Reichskabinett hineingetreten, um einerseits in dieser schweren Stunde der Pariser Verhandlungen ein wenig müllern zu helfen, andererseits durch Besetzung des Justizressorts Abirrungen bei der Zubereitung des neuen Strafrechts hintanzuhalten und in den Fragen des Ehelebens, der Sittlichkeit, des Kinderkriegens und -nichtkriegens, der Ehre Gottes und der Tonsuren seiner Stellvertreter, kurzum aller gesalbten Dinge, welche boshafte und weltlich gerichtete Gemüter zur Sünde anreizen, den strafenden Arm des Staates mit dem Schmalz der kirchlichen Seelsorge zu massieren. Wir werden auch mehr Frömmigkeit nötig haben, wenn die Zeitgeschichte sich in den Wirkungen der Pariser Reparationskonferenz neu einzurichten beginnen wird. Alle diese, den Frieden sichernden Geheimschnebereien zwischen den Mächlern der sogenannten Mächte pflegen die Wackligkeit des Friedens nur noch wackliger zu machen. Was sich der Herr Schacht dort mit dem politischen Weitblick gestattet hat, der die Vertreter dieser Republik in der Abschätzung ausländischer Stimmungen auszeichnet, ist von den zünftigen Registratoren der Zeitgeschichte bei uns kaum gemerkt worden. Der Mann hat vor den Vertretern des amerikanischen, englischen und französischen Kapitals nicht mehr und nicht weniger zu verstehen gegeben, als daß die Fähigkeit des Deutschen Reiches, aus der Haut der arbeitenden Bevölkerung die Kriegstribute in zureichenden Jahresabzahlungen herauszuschneiden, davon abhängt, ob man Deutschland wieder Kolonien geben, ob man den Danziger Korridor wegschaffen und ob man die oberschlesischen Grenzen ändern wolle. An der Seite des Herrn Schacht vertrat Herr Dr. Albert Vögler, Industriemagnat und Parteifreund des Reichsaußenministers Stresemann, die deutschen „Belange“. Daß die Verhandlungen anscheinend doch noch weiter geführt werden, beweist nur, daß man mit den Geschäften vorwärts kommen will. Aber die beschwichtigenden Erklärungen, diese politischen Anregungen seien nur als Illustration zur deutschen Lage und als Privatansicht des Dr. Schacht aufzufassen, werden bei den Verhandlungspartnern die Erinnerung an frühere deutsche Kraftnaturen wie Lersner in Versailles, Stinnes in Spaa und Simons in London nicht wegwischen. Damals reagierte man mit Rausschmiß der Deutschen und nachfolgenden „Sanktionen“; jetzt grinst man höflich und gibt neue Instruktionen an die Vertreter beim Genfer Abrüstungskongreß. Denn man hebt in Washington Paris, London und vor allem in Warschau derlei nationalistische Wunschzettel, wie er dem Schacht aus der Weste gefallen ist, sorgsam für spätere Gelegenheiten auf.

Daß das, was drauf stand, uns in Deutschland auch einiges angeht, wird

aber über der wesentlicheren Frage übersehen, ob die Spazierfahrten des Zeppelin auch von angenehmer Mittelmeersonne verschönt werden. Was Herrn Schachts private Wünsche sind, die man nunmehr an allen Weltbörsen kennt, bedeutet erstens: Kolonien für Deutschland, also Aufstellung einer überseeischen Schutztruppe, will sagen Aufbau einer neuen Flotte (zum Glück war es nur Schachts persönliche Meinung, sonst könnte jemand den Panzerkreuzerbau damit in Verbindung bringen), weiter Wiederherstellung Deutschlands als imperialistische Konkurrenzmacht im Kampf um die Arbeitskraft kolonialer Völker und im Kampf um die Absatzgebiete, und dies heißt Wiederherstellung aller Voraussetzungen, die zum Weltkrieg geführt haben und Aufhebung seiner Entscheidung durch die Friedensdiktate. Zweitens bedeuten Schachts Privatwünsche die Anfechtung aller Beschlüsse von Versailles und der anschließenden Entscheidungen der Calonder-Mission in den polnischen und Oberschlesienfragen, und da die Polen nicht weniger rabiate Patrioten und Expansionisten sind, als ihre nationalen westlichen Nachbarn, käme die Erfüllung der Schacht-Vöglerschen Träume dem Kriege mit Polen gleich. Ehrhardt freut sich schon, und ebenso der Oberleutnant Schulz mit seinem Fahibusch.

Es lebe die Republik !

Es ist dringend zu hoffen, daß der Prozeß des Reichsgerichtsrates Jorns sobald wie möglich in vollem Umfange als Buch der allgemeinen Benutzung als Geschichtsquelle für die Ursprünge der Zustände in diesem Lande zugänglich gemacht werden. Was das für Zustände sind, zeigt sich ja am deutlichsten darin, daß es sich nicht um einen Prozeß gegen Herrn Jorns handelt, sondern um die Frage, wie hoch ein Redakteur bestraft werden müsse, der die völlige Vergeblichkeit aller Bemühungen, die Schuld an der Ermordung Karl Liebkechts und Rosa Luxemburgs und an der Flucht des milde wegen Wachtvergehens bestraften Mordgesellen Vogel festzustellen, dem mit der Ermittlung der Mörder und der Verwahrung der Gefangenen verantwortlichen beauftragten hohen Gerichtsbeamten beizumessen wagte. Herr Jorns hat vor lauter Bewunderung des kameradschaftlichen Begünstigens und Vorschubleistens der Mörder und ihrer Auftraggeber und Komplizen untereinander nichts herausbekommen in seiner Untersuchung, wenigstens nichts, was der Wahrheit entsprochen hätte; aber seit er diese Untersuchung abgeschlossen hatte, ist immer mehr von der Wahrheit bekannt geworden, nach der er nur hätte zu fragen brauchen, um sie ebenfalls zu erfahren. Jetzt hat der Prozeß gegen den Redakteur des „Tagebuch“ die scheußlichen Umstände bei der ekelhaften Mordtat so weit geklärt, daß die Gesamtdarstellung in Verbindung mit dem vorhandenen umfangreichen Bericht des Ledebour-Prozesses („Gesamtdarstellung des Prozesses gegen Ledebour wegen Aufruhr usw. vor dem Geschworenengericht Berlin-Mitte vom 19. Mai bis 23. Juni 1919, auf Grund des amtlichen Stenogramms bearbeitet und mit einem Vorwort von Georg Ledebour.“ Verlagsgenossenschaft „Freiheit“ e. G. m. b. H., 831 Seiten) —, daß das Vorliegen beider Prozeßverhandlungen in ihrem gesamten Verlauf ein durchaus zulängliches Geschichtsbild über Ursprung, Entwicklung, Verlauf, Höhepunkt, Ausgang, Folgen und endliche Wirkung der Berliner Revolutionskämpfe bis Mitte Januar 1919 sichern würde. Herr Jorns, heute noch als Ankläger im Namen des Reichs Mitglied des höchsten Gerichts der Republik, die ihre anmutige Physiognomie eben in jenen blutigen Januartagen aufgeschminkt bekam, ist ein typischer Vertreter der Sorte, die bei

uns Recht pflegt. Nach § 10a des Reichsbeamtengesetzes, der mit dem „Gesetz über die Pflichten der Beamten zum Schutz der Republik“ erst im Juli 1922 dem § 10 angefügt wurde, ist der Reichsbeamte Jorns „verpflichtet, in seiner amtlichen Tätigkeit für die verfassungsmäßige republikanische Staatsgewalt einzutreten“ und hat „alles zu unterlassen, was mit seiner Stellung als Beamter der Republik nicht vereinbar ist“. Das war also noch gar nicht seines Amtes, als er den Käfig des Canaris-Vogel zu betreuen bekam. Wenn er heute sieht, wie dieselben Sozialdemokraten, die damals offenbar sehr mit seinen Leistungen zufrieden waren, die Hände ringen, als ob sie von der Existenz des Edenhotels nie eine Ahnung gehabt hätten, dann mag er über die Wandlungsfähigkeit dieser Herrschaften nicht weniger erstaunt sein, als es vor ihm Millionen deutscher Arbeiter gewesen sind. Wenn sich die Herren Scheidemann und Landsberg so vollkommen unschuldig stellen, dann muß man sie doch fragen, wer die Garde-Kavallerie-Schützen-Division mit der Verfolgung unbequemer Sozialisten betraut hat; wer nach dem Morde die Mörder dadurch jeder ernstlichen Verantwortung entzogen hat, daß sie als Ankläger und Richter ihre eigenen Kameraden und Vorgesetzten aus dem Edenhotel bekamen, die samt und sonders an der Vertuschung der Sache im höchsten Maße interessiert waren, wer endlich dem Jorns, der selbst Miteinwohner des Edenhotels war, die Uebnahme der Untersuchung bestätigte, als Herrn Kurzigs Tätigkeit etliche Wahrheit an den Tag zu bringen drohte. Daß Landsberg von der Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs sehr betroffen war, soll ihm geglaubt werden. Aber war und ist Herr Noske kein Sozialdemokrat? Der schreibt über die Stimmung nach dem Mord: „Als ich vormittags ins Kanzlerhaus kam, fand ich den Unterstaatssekretär Baake und meinen Kollegen Landsberg ganz verstört vor. . . Sehr viel kühler habe ich die Lage beurteilt. . . Wie ein Ruheloser war Liebknecht ein paar Wochen lang in der Stadt herumgerast. Er und Frau Luxemburg waren Hauptschuldige daran, daß die unblutig begonnene Umwälzung zum Bürgerkrieg mit allen seinen Scheußlichkeiten ausartete. . . Wahrheit ist, daß in jenen Schreckenstagen Tausende die Frage aufgeworfen hatten, ob denn niemand die Unruhestifter unschädlich mache. Von denen, die so fragen, hätte keiner die Tat begangen. . . Ueber den Tod Liebknechts und Luxemburgs haben sich aber diejenigen zu Unrecht (!) am lautesten entrüstet, die bei nicht weniger bösen Fällen (?) eine heitere Gemütsruhe an den Tag legten. . . Wenn von einem Mord an Liebknecht gesprochen wird, für den keineswegs ein Beweis erbracht worden ist (!), so lassen sich dafür aber in noch höherem Maße als Erklärung maßlose Empörung und Hypnose anführen. Das Urteil in dem Prozeß wegen der Tötung Liebknechts und Rosa Luxemburgs habe ich als Oberbefehlshaber in den Marken bestätigt, nachdem die ersten Autoritäten der zivilen und Militär-Gerichtsbarkeit Gutachten erstattet hatten, daß bei einer Wiederholung der Beweisaufnahme eine härtere Strafe für keinen der Angeklagten zu erwarten wäre.“ („Von Kiel bis Kapp“, von Gustav Noske. 1920. Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin. S. 75/76.)

Ist es darnach ein Wunder, wenn unsere Republik so aussieht? Herr Langkopp ist mit einem sprengstoffgefüllten Koffer im Reichsentschädigungsamt erschienen, hat dort einem Beamten stundenlang mit dem Kracheisen unter der Nase gefuchelt und auf die Weise den ihm durch Kriegsverlust und Inflation verloren gegangenen Teil seines von Negeren und Chinesen herausgeschundenen Unternehmerprofits als Farmer wiederzuholen versucht. 5 Monate Gefängnis und Bewährungsfrist. In Itzehoe wurden Bauern prozessiert, die auf Anraten völkischer Großgrundbesitzer gewaltsam die staatliche Versteigerung von Vieh für Steuerschulden verhindert haben.

Herr Langkopp, ebenfalls völkisch, sandte den Angeklagten treudeutsch kräftiges Glückauf zu ihrer Tat an Gerichtsstelle; seine Bewährung als Republikaner blieb anerkannt. In Leipzig wurden die Redakteure Hauschild und Steinicke von den Amtskollegen des Herrn Jorns am Reichsgericht wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu 1 bzw. 1½ Jahr Festung verurteilt, weil sie in ihren Zeitungen einen Aufruf der Kommunistischen Partei wiedergegeben hatten, worin die Arbeiter gemahnt wurden, den Kriegsabsichten gegen Rußland mit allen Mitteln Widerstand zu leisten. In der gräflich Stolberg'schen Familie in Jannowitz ist der Inhaber des Fideikommisses ermordet worden. Da der Sohn mit dem Alten zusammen beim Kapp-Putsch immer nur Arbeiter erschossen hat, traut ihm niemand zu, daß er in der eigenen Sippe herumgeknallt haben könnte. Sie hatten alle gehofft, er werde gestehen, daß er den Vater nur aus Versehen gekillt habe; Christian war aber zu dumm, das zu begreifen und nun muß man ihn doch wohl wegen Mordes prozessieren, so daß nur noch das Sanatorium übrigbleiben wird. Am 1. Mai soll bloß in Sälen demonstriert werden, weil, wie Noske nachgewiesen hat, die Anhänger Liebknechts und Rosa Luxemburgs gewissenlose Mordbuben sind. Wer wie in den Zeiten Jagows das Demonstrationsrecht auf der Straße in Anspruch nehmen will, wird auf Anordnung der Sozialdemokraten Zörgiebel und Grzesinski im Namen der Republik blaue Bohnen kriegen. Vielleicht wird die Verhängung des Standrechts nötig, und Jorns ist ja noch Reichsanwalt, Noske ist ja noch Oberpräsident, Canaris ist ja noch Reichswehroffizier, Liepmann ist ja noch Gerichtsfunktionär der Republik und Vogel bekommt ja von ihr noch Versorgungspension ins Ausland nachgeschickt. Der Hauptmann Pabst aber, der militärische Leiter im Edenhotel und Organisator der Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs, bereitet an der Spitze der Heimwehren den faschistischen Umsturz zuerst in Oesterreich-Bayern, dann in Berlin vor. Es lebe die Republik!

Max Tobler

Die revolutionäre Arbeiterschaft der Schweiz hat einen schweren Verlust zu beklagen. Der Genosse Max Tobler ist, wie der Pressedienst der Roten Hilfe mitteilt, gestorben. Tobler hat stets auf dem radikalen Flügel der Arbeiterbewegung gestanden; seine Ansichten waren trotz seiner organisatorischen Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei nie sehr weit von anarchistischen Erkenntnissen entfernt. Der zentralistischen Gewerkschaftssimpelei stellte er in wirksamer literarischer und rednerischer Agitation den Gedanken der syndikalistischen Föderation entgegen. Tobler war vom Beruf Naturwissenschaftler und studierte erst in reifen Mannesjahren auch Medizin, um als Arzt seine sozialen Pflichten gegen das Proletariat praktisch erfüllen zu können. Uns Anarchisten, die wir vor einem Vierteljahrhundert uns in Zürich um den „Weckruf“ gruppierten, war er gemeinsam mit dem Genossen Fritz Brupbacher immer ein guter Nachbar und solidarischer Freund. Vor einigen Jahren baute Tobler die Schweizer Sektion der Roten Hilfe auf, deren Vorsitzender er bis zu seinem Tode geblieben ist. Es ist sicher, daß eine solche Organisation unter der Leitung eines so unbedingt redlichen und rechtlich empfindenden Mannes nichts anderes sein und werden konnte als eine wirkliche proletarisch-revolutionäre Solidaritätseinrichtung für gefangene Klassenkämpfer. Möge er hier wie überall würdige Nachfolger finden. Mir persönlich ist wieder ein lieber langjähriger Kamerad aus einer guten Zeit gemeinsamer Kampfarbeit gestorben, und haben die Kommunisten ein Mitglied, so haben wir Anarchisten einen Freund verloren.

Anarchistische Vereinigung Berlin

Zusammenkunft

jeden Donnerstag, 20 Uhr,
im Lokal Köhler, Neukölln, Ziethenstr. 64

Bringt Gäste mit!

VON EISNER BIS LEVINÉ

**Persönlicher Rechenschaftsbericht über die Revolutions-
Ereignisse in München vom 7. November 1918 bis zum
15. April 1919 von Erich Mühsam. Geschrieben im
Festungsgefängnis zu Ansbach im September 1920.**

Umfang 70 Seiten

Preis 90 Pfennig

Die Entstehungsgeschichte der bayerischen Räterepublik wird hier von einem unmittelbar Beteiligten zum ersten Mal frei von parteimäßiger Beschönigung und Entstellung geschildert. Die Schrift, die von der Festungszensur beschlagnahmt war, ist erst jetzt wieder in die Hände des Verfassers gelangt. Sie enthält umfangreiches und bis jetzt in der Öffentlichkeit völlig unbekanntes Material. Erich Mühsam widmet Sie dem Gedächtnis seines Freundes und Mitkämpfers Gustav Landauer.

FANAL-Verlag Erich Mühsam

Berlin • Britz

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag!

Kameraden! Jugendgenossen!

Es ist nicht gleich, wo Ihr kauft! Deckt Euren Bedarf nur dort, wo Ihr wißt, daß der Verdienst nicht Eurem Klassengegner zugute kommt.

Unser Unternehmen ist aus dem Wirtschaftswillen freiproletarischer Jugend entstanden. Als Grundlage dienen uns die 10 Artikel von Landauers Sozialistischem Bund.

Wir wenden uns an Euch, uns zu unterstützen. Gegenseitige Hilfe ist notwendig.

Übt Solidarität!

Wir haben ständig vorrätig:

Fahrtenstiefel, Sandalen, Festschuhe
Gymnastikschuhe, Turnschuhe
Rucksäcke, Tornister, Brotbeutel
Zeltbahnen, Wolldecken, Schlafsäcke
Lumberjacks, Trainingsanzüge
blaue Manchesteranzüge, Aermelwesten
Hosen, Kittel, Sporthemden
lange schwarze Strümpfe, Stutzen
Baretts, Skimützen, Baskenmützen
Lodenmäntel, Windjacken
Aluminiumartikel. Zeltzubehör

ferner : Gute Bücher aller Wissensgebiete
Zeitschriften, Kunstkarten, Kunstmappen
gerahmte Bilder, Wandkalender

*außer-
dem:* Broschen, Anhänger, Leuchter
einwandfreies Spielzeug

sowie: Gesunde Nahrung, Fruchtsäfte
Seifen, Hautöle u. a. Körperpflegemittel

*Mach Dir zum Prinzip:
Alles aus den Fackelstuben.*

DIE FACKELSTUBEN Gemeinnütziges
Unternehmen d. Jgds
Berlin O 2, Klosterstr. 62 (gegenüber dem Stadthau)